

Bevölkerungswachstums wurde Malthus vorgeworfen, reaktionär und unaufgeklärt zu sein. Zwar ließ sich Darwin in seinen Naturbeobachtungen von Malthus inspirieren, besteht doch der Kern seiner Evolutionstheorie darin, dass die Entwicklung der Lebewesen eine stete Anpassung an die Umweltbedingungen darstellt, um natürliche Grenzen zu überwinden. Damit aber stellte er auch fest, dass Grenzen eine relative Größe sind.

So sehr sich Malthus täuschte: Spuren seiner Überlegungen finden sich in jeder Wachstumskritik wieder – auch in jenem Werk, das die Kritiker bis heute beflügelt: dem Bericht des Club of Rome über die *Grenzen des Wachstums*.² 1972 veröffentlicht, begründete er die moderne Umweltbewegung. Die Studie, die von einer Gruppe von MIT-Forschern unter der Leitung von Donella und Dennis Meadows durchgeführt wurde, konstatierte in fünf für das menschliche Leben auf dem Globus relevanten Bereichen – Bevölkerung, Nahrungsmittelproduktion, Industrialisierung, Umweltverschmutzung, Verbrauch nicht erneuerbarer Ressourcen – ein exponentielles Wachstum. Dieses werde jedoch, so die Autoren, im Gegensatz zur weit verbreiteten Vorstellung eines linearen Wachstums kaum wahrgenommen. Umso wichtiger sei deshalb die Erkenntnis, dass dieses Wachstum in einer endlichen Welt an eine Grenze stoßen müsse.

Basierend auf Modellrechnungen und Extrapolationen machten das Ehepaar Meadows und seine Kollegen sehr spezifische Vorschläge, wie das unbegrenzte Wachstum gebremst und die Erde mitsamt der Menschheit gerettet werden könnten. Zu den vorgeschlagenen Maßnahmen gehören die praktikablen und bis heute gültigen Anregungen für eine nachhaltigere Landwirtschaft und Wirtschaft, die das Recycling, eine verbesserte Abfallbewirtschaftung, die Nutzung erneuerbarer Ressourcen und auch eine Kreislaufökonomie beinhalteten. Andere Vorschläge werden jedoch kaum mehr zitiert. So sollte das Bevölkerungswachstum durch eine Anpassung der Geburtenrate an die Sterberate ab dem Jahr 1975 gebremst werden; ein Stopp des Kapitalwachstums per 1990 sollte das Wirtschaftswachstum unterbinden; der Ressourcenverbrauch und die Emissionen sollten auf ein Viertel des Jahres 1970 gedrückt werden – begleitet durch eine Lebensweise, die Bildung, Erziehung und Gesundheit gegenüber materiellen Gütern präferiert. Der Ruf nach Verzicht ist also nicht neu.

Einmal abgesehen davon, dass schwer vorstellbar ist, wie man die Geburtenrate

einer Gesellschaft ohne empfindliche Eingriffe in sehr persönliche Entscheidungen regeln will, lagen die Autoren in der Schilderung der Umwelteffekte nicht ganz falsch; die Problematik des exponentiellen Wachstums hatten sie durchaus erkannt. Das eigentlich Erstaunliche ihrer Analyse liegt jedoch darin, dass sie in ihren Prognosen die Kreativität des Menschen und seine darauf beruhenden Anpassungsleistungen völlig vernachlässigten. Sie konnten sich offenbar nicht vorstellen, dass das weitere Wirtschaftswachstum und die damit einhergehende technologische Entwicklung nicht nur den Lebensstandard verbessern, sondern gleichzeitig einen schonenderen Umgang mit der Umwelt hervorbringen würden. Genau diese Effekte – mehr Wohlstand *und* eine fortschreitende gesellschaftliche wie technische Entwicklung – aber machen den Kern des Wachstums aus.

Das Leben wird besser

Xenophon hinterließ nicht nur seine betriebswirtschaftliche Schrift über den Hausherrn, sondern auch ein eher volkswirtschaftlich ausgerichtetes Werk: *Poroi*, was mit »Mittel«, »Abgaben«, »Steuereinkünfte« oder auch »Auswege« übersetzt werden kann. Sämtliche Möglichkeiten sind stimmig, denn in dieser Schrift sucht der Athener nach Lösungen für das Finanzdesaster seiner Stadt, das sie sich durch einen verlorenen Krieg gegen ehemalige Bundesgenossen eingebrockt hatte. Wegfallende Steuereinnahmen konnten, wie die Niederlage schmerzlich vor Augen führte, nicht mehr wie bisher über Eroberungen und Plünderungen kompensiert werden.

Xenophon sah den »Ausweg« allein im friedlichen Handel, und er forderte – wie sein Lehrer Sokrates in geistigen Dingen –, die eigenen Potenziale besser auszuschöpfen. Der fruchtbare Boden, das gute Klima und die Silberminen: Sie alle seien beste Voraussetzungen für eine prosperierende Wirtschaft, sofern die Stadtbevölkerung, aber auch die Zugewanderten und Händler zum Arbeiten animiert würden. Wenn Athen, so argumentierte er, auf einen transparenten Staatshaushalt, eine gerechtere Verteilung der Gewinne, einen angenehmen Umgang mit Arbeitskräften und Handelspartnern und auf Gastfreundschaft achte, könne die Leistung aller gesteigert werden. Das erhöhe das Handelsvolumen und damit auch die Steuereinnahmen. Der ökonomische Denker zog sogar staatliche Subventionen in Betracht: damals in Form von (für

heutige Verhältnisse freilich undenkbar) staatseigenen Sklaven, die an Privatleute und Bergwerke vermietet werden könnten, um deren Produktion zu steigern.

Damit hatte Xenophon die Gesetzmäßigkeiten und Vorzüge des wirtschaftlichen Wachstums in ihrem Kern bereits erkannt: Nutzung der vorhandenen Ressourcen und Leistungsbereitschaft seitens der wirtschaftlichen Akteure; Handel und Austausch mit anderen Märkten; Steuersubstrat zugunsten einer transparenten und gemeinwohlorientierten Wirtschafts-, Sozial- und Kulturpolitik.

Auch Adam Smith, der Begründer der neuzeitlichen Ökonomie, benutzte das Zusammenspiel von Stadt und Land via Handel sowie den Wert der geleisteten Arbeit, um die Voraussetzungen für Wachstum und Wohlstand zu erklären. In seinem 1776 – dem Jahr der Amerikanischen Revolution, die sich nicht zuletzt an fiskalischen Streitigkeiten entzündet hatte – erschienenen *Wohlstand der Nationen* schildert er, wie das Umland eine Stadt mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen für das Gewerbe versorgt, während dieses seine Erzeugnisse an die Landbevölkerung liefert, was dort wiederum zur Produktionssteigerung in der Landwirtschaft eingesetzt werden kann. Die auf diese Weise entstehende Arbeitsteilung führt zu einer weitergehenden Spezialisierung, was zu einem wirtschaftlichen Wachstum in sämtlichen beteiligten Betrieben führt und den Wohlstand der Bevölkerung steigert.

Werden Städter reich, so beobachtet Smith, neigen sie in der Folge dazu, Landgüter im Umland zu kaufen und ihre gewerbliche Produktion dort auf effizientere Weise fortzuführen. Dies wiederum ermöglicht einem Teil der Landbevölkerung, in höher qualifizierte, produktivere und damit besser bezahlte Tätigkeiten zu wechseln, womit sich auch ihr Lebensstandard erhöht. Sie sind nicht mehr, wie noch in Zeiten des Feudalismus, als Leibeigene von ihrem Lehnsherrn abhängig. Vielmehr ermöglichen ihnen die Landbesitzer, ihren Lebensunterhalt durch Lohnarbeit oder Gewerbe selbst zu verdienen, wodurch sie freier und unabhängiger werden. Diese Entwicklung befördert nicht zuletzt – zum Schutz des Eigentums – die Ausbildung eines Rechtswesens, das alle vor staatlicher Willkür schützt. Es sei diese Entwicklung, so Smith, die den »Anstoß zum wirtschaftlichen Aufschwung und gesellschaftlichen Fortschritt aller« gibt.³

Dieses Zusammenspiel von Wirtschaftswachstum, Arbeitsteilung,

Einkommenssteigerung und höherem Lebensstandard ist offenkundig. Bis heute korreliert das Bruttoinlandsprodukt (BIP), das die Summe aller jährlichen Einkünfte eines Landes darstellt, positiv mit dem Wohlstand der Volkswirtschaften, ihrer Rechtssicherheit und auch dem Wohlbefinden ihrer Bevölkerung.

Resultat dieser wachstumsbedingten Entwicklung ist ein zusehends angenehmeres Leben. Gemessen an ursprünglichen Überlebensnöten und angesichts der zivilisatorischen Errungenschaften, zu denen die sichere Versorgung mit Wasser, Strom und Nahrungsmitteln gehört, kann »angenehm« durchaus als »menschenwürdig« verstanden werden. Hans Rosling erzählt in seinem Buch *Factfulness* die rührende Geschichte seiner Mutter, die, als er drei Jahre alt war, zum ersten Mal die Waschmaschine füllte. Der Vater hatte jahrelang dafür gespart, und zur Inauguration wurde auch die Großmutter eingeladen. Diese war derart verzückt, dass sie sich vor die Maschine setzte und das ganze Programm live mitverfolgte. Währenddessen – und das ist die Pointe dieser Geschichte – nahm die Mutter den kleinen Hans in die Bibliothek mit, damit sie dort beide lesen konnten.⁴

Dieses Beispiel zeigt anschaulich, was durch wirtschaftliches Wachstum und technologische Entwicklung möglich wird: Sie schaffen Zeit und Raum für Betätigung des Geistes, den Gebrauch des Verstands und ein besseres Leben. Auch das WLAN, das heute zur Grundausstattung jeder Wohnung, jedes Hotelzimmers und bald auch des öffentlichen Raums gehört, ist ein Resultat dieser Entwicklung. Es ermöglicht uns nicht nur, von überall her zu arbeiten und zu kommunizieren. Es verschafft uns auch Zugang zu sämtlichen Informationen dieser Welt, was eine wichtige Voraussetzung darstellt sowohl für die individuelle Entfaltung als auch die gesellschaftliche Entwicklung.

Die sich gegenseitig stimulierende Entwicklung von Produkten, Dienstleistungen, Bedürfnissen und finanziellen Möglichkeiten, wie sie bereits Adam Smith am Beispiel der Wechselwirkung zwischen Stadt und Land beschrieb, ist heute nicht anders. Sie spielt sich nur eben nicht mehr im georgianischen England, sondern in den Entwicklungs- und Schwellenländern ab, die ebenfalls vom Wachstum profitieren wollen. Eine Daumenregel lautet: 70 geteilt durch das BIP ergibt die Anzahl Jahre, die es braucht, bis sich in einem Land das Einkommen verdoppelt. Das heißt: Je höher das BIP-Wachstum, desto eher können Eltern darauf zählen, dass es ihren Kindern einmal besser gehen

wird. Wirtschaftliches Wachstum steht so auch für die Zuversicht, die eine erwerbstätige Generation hat, und die Chancen, die sie für die nachkommende Generation sieht. Wachstum ist somit alles andere als ein Selbstzweck. Es ist die Voraussetzung dafür, dass sich eine Gesellschaft weiterentwickeln kann.

Das Paradebeispiel hierfür ist China: Noch in den ersten Jahren nach Maos Tod war das gesamte Land bitterarm. Einzige Ausnahme bildeten die wenigen Funktionäre, die das riesige Reich und seine Bevölkerung ausbeuten konnten, um für sich selbst einen angenehmeren Lebensstandard zu sichern. Der überwiegende Teil der Bevölkerung verharrte in Armut, ohne jegliche Entwicklungschancen. Erst die wirtschaftliche Öffnung setzte eine Entwicklung in Gang, die in China Wohlstand schuf.

Der Kuchen wird größer ...

Dass wirtschaftliches Wachstum den Lebensstandard nicht aller, sondern einiger weniger steigert und damit die Ungleichheit vergrößert, gehört zu den Standardangriffen auf den Kapitalismus. Die Kritik beruht auf der Annahme, dass die Wirtschaft ein Nullsummenspiel sei. Das aber ist falsch.

Tatsächlich funktioniert die Ökonomie in vielerlei Hinsicht kontraintuitiv. Ein klassisches Beispiel dafür ist der Arbeitsmarkt. Ließe sich die Arbeit »gerecht verteilen« – wie etwa mit Blick auf die Jugendarbeitslosigkeit immer wieder gefordert wird –, wären zahlreiche soziale Probleme rasch gelöst. So aber funktioniert das nicht. Wenn nämlich Unternehmen wertvolle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die ausgebildet, kompetent und erfahren sind, entlassen, um jüngere anzustellen, die für die entsprechenden Aufgaben und Funktionen nur ungenügend gerüstet sind, kann dies zu einem Rückgang der Produktivität führen, womit das Unternehmen im Vergleich zu seinen Konkurrenten zurückfällt und möglicherweise ganz vom Markt verschwindet; in dem Fall würden alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, ob jünger oder älter, ihren Arbeitsplatz verlieren. Umgekehrt schaffen Arbeitsplätze, die produktiv sind, weitere Arbeitsplätze. Wer genug zu tun hat – und dies wissen nicht nur Großunternehmen, sondern auch Kleinbetriebe und Selbstständige –, wird bald einmal weitere Personen anstellen, um den Aufgaben gewachsen zu sein. Arbeit schafft also Arbeit.

Nicht nur das, denn bekommt einer im Unternehmen mehr Lohn, erhält der